

487/40

Westland

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

JAHRG. III, NR. 20 / 2. JULI-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

DR. KARL HOCH ZU UNSERER GEISTESBEWEGUNG
DER NACHKRIEGSZEIT

OSKAR WALTER CISEK GEBIRGE (GEDICHTE)

HEINRICH ZILLICH DER VATER

M. FUSS KRIEG UND TOD

KRITIK DES TAGES / LITERATUR / BILDENDE KUNST

MITTEILUNGEN DER SCHRIFTFLEITUNG

BILDERBEILAGEN: ZWEI GEBIRGSLANDSCHAFTEN

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

Herausgegeben von der Modernen Bücherei

„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Csaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 20 — Zweites Jahrbuch — 1921

Zu unserer Geistesbewegung der Nachkriegszeit*)

Von Dr. Karl Hoch

Dilettantisches Hin- und Herstöbern und das Bestreben, über die Gesamtheit des Kulturlebens einen Überblick zu erhalten, sind zwei verschiedene Dinge. Der Dilettant benimmt sich als ob er Fachmann auf diesem oder dem anderen Einzelgebiete wäre; wer nach dem Überblick über das gesamte Kulturleben sucht, nimmt dankbar entgegen, was die Fachleute auf den Einzelgebieten zutage gefördert haben und sucht entweder sein Fachgebiet für seine Person in den Mittelpunkt der Betrachtung stellend, die Brücke von diesem zu den anderen. Oder sucht er durch die Herausarbeitung allgemeiner Gesichtspunkte das Gewinnen und Vermitteln jenes Überblickes zu seiner besonderen Aufgabe, also zu seinem Fach zu machen. Der Dilettant zerstrebt; der andere geht eben gerade auf eine einheitliche Auffassung aller Dinge aus. Es ist begreiflich, daß der Fachmann den Dilettanten am liebsten ablehnt, obwohl es immerhin intuitive Naturen gibt, die auch ohne konzentrierte Zusammenziehung Wertvolles leisten können. Zwischen dem, der die Erscheinungen auf den verschiedenen

Gebieten in ihrer Gesamtheit zu erfassen sucht und dem Fachmann auf dem Einzelgebiet scheint mir aber durchgängig die Grundlage für eine fruchtbare Wechselwirkung gegeben. Der erstere übernimmt vom Fachmann die Bausteine; der letztere will eben Steine für den Gesamtbau des Volkslebens liefern und wird seine Arbeit in die Gesamtarbeit einfügen wollen. Wenn er darnach strebt, von der Gesamtheit getragen zu werden, wird er sie einfügen müssen.

Es mag sein, daß wir vielfach am Dilettantismus gekrankt haben und auch jetzt noch mancherorts daran kranken. Eine so weitgehende Arbeitsteilung wie in einem großen Volke ist in einem kleinen gar nicht möglich. Ich habe seit mehr als 30 Jahren gefunden, daß jede heranwachsende Generation gegen die zu geringe Arbeitsteilung in unserem Volke wettet. 80 jährige mögen es seit 60 Jahren gefunden haben. Es sind übrigens beiläufig 75 Jahre, daß der spätere Bischof Müller, den wir als den eingeleistetesten Vertreter der Verbindung von Kirchen- und Schuldienst kannten, gegen diese Verbindung wettete. Und merkwürdig — nachdem er dann trotz seiner

*) Vgl. Ostland III. Heft, Nr. 14: Unsere neue Literaturbewegung.

gründlichen Umkehr eine Konzession an das System der weitergehenden Arbeitsteilung gemacht und die neue Theologengruppe geschaffen hat, die von der Vorbereitung zum Gymnasiallehramt enthoben ist, da finden wir doch unten und oben vielfach die Auffassung verbreitet, die den „Kandidaten der Theologie und des Lehramtes“ auch für den Pfarrerberuf als besser qualifiziert ansieht. Unser Volksleben hängt eben in allen Zweigen so enge zusammen, wir benötigen den Überblick über die Erfordernisse der Gesamtheit auf allen Gebieten so sehr, daß wir das durchgebildete Spezialistentum nicht vertragen können — jenes Spezialistentum, das einseitig nur auf die Erfordernisse seines eigenen Arbeitsgebietes sieht und das unter anderen auch für die großen Verhältnisse Deutschlands in dem seinerzeit viel gelesenen Rembrandt-Buch so schonungslos gezeigelt wurde. Wie mancher junge Mann, der lechzend nach dem für uns trotz Zusammenbruch und allem andern doch noch immer großzügigen Leben Deutschlands endlich hingelangt ist, fühlt sich vom Gros der Reichsdeutschen, mit denen er in persönliche Berührung kommt, enttäuscht, und zwar infolge ihres Mangels an univiersellen, dem Gesamtleben zugewandten Geist.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß unsere jungen Leute ihnen nach dieser Richtung überlegen sind. Immer Groß gegen Groß. Es hat eben jedes Ding seine Rehrseite. Ich glaube aber wir tun gut, wozu eben unsere kleinen Verhältnisse uns erziehen, was sie uns erleichtern und was andererseits zweifellos allgemeinen Menschheitswert hat, in pflegende Obhut zu nehmen. Ich glaube gerade dem Schönheitslichen zugewandten Naturen wird der vom Maschinenrädchen fort und zum Vollmenschen zuführende Weg sympathisch sein. Sollte es nicht am Ende hiemit zusammenhängen, daß trotz unserer

durch 800 jähriges Kolonistendasein gezüchteten nüchternen Naturanlage so viele künstlerische Kräfte in unserem Volk zur Entfaltung kommen.

Es will mir aber scheinen, als ob es auch ein ästhetisierendes Maschinenrädchen gebe, dem es entgeht, daß auch die Pflege des Schönen nicht einen absoluten Wert besitzt, daß auch sie sich nur einzureihen hat in die Pflege des Menschen zu vollem Menschentum. Diejenigen, die in erster Richtung auf die gesamte Kulturpflege sehen, werden alle Bestrebungen aus dem Gesichtspunkte betrachten, wie sie sich zur Gesamtheit des Kulturlebens verhalten — zur Gesamtheit dessen, was für die Betrachter Menschheitskultur bedeutet. Sie werden das, was diese Linie verläßt, mit Entschiedenheit ablehnen. Dessen wird sich auch der bewußt sein müssen, der sich der besonderen Pflege des Schönheitlichen hingibt. Das heißt für die anderen nicht so viel, als sich unbesorgt unter die Ästhetiker mengen und für den Schönheitspreis von Erzeugnissen eintreten, die nur gerade eine tadellose Gesinnung für sich ins Feld führen können. „Hände weg!“ von solchem Unterfangen. Es heißt aber so viel, daß insbesondere in unseren engen, mit einander so innig verwebten Verhältnissen, der Verfasser, wenn es ihm darum zu tun ist, Boden unter uns zu gewinnen, bei Behandlung gewisser Probleme Vorsicht zu üben hat. Jeder der in unseren kleinen Verhältnissen wirken will, muß sich in dieser oder in jener Richtung eine Selbstbeschränkung auferlegen. Es handelt sich vielfach um einen Konflikt zwischen Persönlichkeit und Konvention. Nur nehmen auch diejenigen ihr Persönlichkeitsrecht in Anspruch, die überzeugte Anhänger der Konvention sind. Wem seine künstlerische Überzeugung es verbietet die eben angedeutete Vorsicht zu üben, mag für

seine Person immerhin jene Wege gehen, die ihm diese Überzeugung zeigt. Nur ist es nicht nötig, daß dann eben in unseren engen Verhältnissen für ihn Boden gesucht wird und es entspricht den Tatsachen nicht, wenn Bestrebungen, die ausschließlich in einem noch viel engeren Kreise gehegt werden, als ein wesentlicher Teil unseres Kulturlebens erscheinen. Der Verfasser will nicht selbst durch Aussprechen ästhetischer Urteile dilettieren. Nur so viel scheint ihm eigenartig, daß noch immer eine schriftstellerische Behandlungsweise als neu und modern angesehen wird, die sich in den Bahnen des Zola'schen Naturalismus bewegt.

Es wird wohl jeder verstehen, daß ich darunter nicht die bewunderungswürdige Plastik jenes Meisters, sondern die rücksichtslose Verletzung des menschlichen Schamgefühls meine. Ich und mit mir wohl die meisten halten das Schamgefühl für ein durch die Natur uns eingepflanztes Schutzmittel gegen eine ungesunde, die natürliche Entwicklung störende Aufreizung des Geschlechtstriebes. Zugegeben, daß es von einer Überkultur vielfach zu zimperlicher Brüderie ausgebildet worden ist, ist seine Pflege, der Respekt vor ihm, doch gleichzeitig eines der primitivsten Kulturerfordernisse. Was die Natur als lebensfördernd in uns gelegt hat, sucht die Kultur bewußt zu pflegen.

Es will mir aber scheinen, als ob es sich tatsächlich oft um die einfache Lust handle konventionellen Rücksichten gegenüber rücksichtslos zu sein. Als ob es sich auch hier um den verbreiteteren Zug handle, der Konvention eine Nase zu drehen. Ich muß gestehen, er scheint mir für gereifte Leute an und für sich nicht passend. Aber am wenigsten haben wir Sachsen Ursache, der gesellschaftlichen Konvention als solcher feindselig gegenüber zu stehen. Wir haben alle Ursache, daß innerlich zu vertiefen, wozu uns die

Konvention äußerlich anhält. Wir müssen uns aber vorerst ihres sittlichkeitsbildenden Wertes bewußt sein. Mit diesem Bewußtsein steht aber die erwähnte Lust, eine Nase zu drehen, im entschiedenen Widerspruch.

Noch ein Wort! Über die ästhetischen Kreise hinüber gibt es noch andere Leute, die aufatmen, wenn sie bemerken, daß nach dem einseitigen strategischen Interesse der Kriegszeit und den einseitigen politischen und wirtschaftlichen der Nachkriegszeit — in Kriegs- wie in Nachkriegszeit untermischt mit Nahrungsforgen — der gemeinsten Art sich wiederum reine Geistesinteressen ohne alle weiteren Zweckdienlichkeitsfragen schüchtern ans Licht wagen. Es ist tatsächlich menschenwürdig, einfach Problemen nachzugehen. Es liegt aber eine Gefahr darin es in einseitig ästhetischer Weise zu tun. Ich weiß es: für ästhetische Dinge (sowohl für das einfache Hingeben an ästhetische Genüsse, als für reflektierende Betrachtungen über sie) sind die Leute nach des Tages Mühe und Arbeit am ehesten zu haben. Die Seelenkräfte, die hier zur Auswirkung gelangen, sind von denen, die tagsüber in Anspruch genommen wurden, vielleicht am weitesten entfernt. Und dann — es werden ja auch hier verschiedene Probleme aufgerollt; aber es ist so viele schöne Wiese dazwischen, auf der man sich herumtummeln kann, während der Autor über dem Problem sich den Kopf zerbricht. Das ist eben die Gefahr, die eintritt in dem Augenblick, wo das Ästhetisieren Mode wird, daß so viele Leute es mitmachen, die dem Kern der Sache, die behandelt wird, fremd gegenüberstehen. Es ist zweifellos, daß die Ästheteten, denen es ernst um ihre Sache ist, dieses am meisten bedauern.

Es ist zu bemerken, daß in unserer Geistesbewegung der Nachkriegszeit auch andere Geistesinteressen vor der erwei-

terten Öffentlichkeit in erhöhtem Maße zu Worte gelangen — in vollstem Maße in den neuen Ferienkursen. Sollen sie aber ihren Zweck wirklich erreichen und nicht auch nur zur Mode herabsinken, so muß das Bedürfnis sich über die äußeren und inneren Dinge einen selbständigen Reim zu machen, worauf jegliches wissenschaftliche Bestreben hinzielt und wozu die fachmännische Gelehrsamkeit nur einen gründlicheren, aber nicht für jeden gangbaren Weg führt, die ganze Zeit hindurch rege erhalten werden. Wir müssen uns deshalb davor hüten, daß so wie es in der unmittelbaren Vorkriegszeit bemerkt werden konnte, das ästhetische Interesse in unverhältnismäßigem Ausmaß das sonstige rein geistige Interesse absorbiere oder äußerlich in

höherem Maß in Vordergrund trete, als es seiner Gesamtbedeutung im Volksleben entspricht. Die „Karpathen“ waren dazu, um auch dem Außenstehenden ein getreues Abbild unseres Kulturlebens zu bieten, etwas zu einseitig ästhetisch. Das „Ostland“ hatte anders angelegt. Es wäre wohl wünschenswert, wenn es in diesen Bahnen bliebe und auch in seinem ästhetisierenden Teil allezeit den Forderungen der deutsch-sächsischen Gesamtkultur Rechnung trüge. Vielleicht ist es doch möglich, ohne unser schönheitliches Schrifttum — dieses ist wohl immer gemeint, wenn von Literatur schlechtthin gesprochen wird — zu einer einfachen Zweckliteratur herabzusetzen. Wie gesagt: gute Gesinnung allein macht auch nach der hier vertretenen Meinung den Dichter nicht.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Gebirge

Sechs Gedichte von Oskar Walter Eisek

Gang im Alleinsein

Sterne sidern kalt durch schlaffe Zweige,
Die, gebannt, nach Unsäglichem langen,
Weich in ihrer Schatten leichter Neige
Schwacher Vögel Rasten sich verfangen.

Mädchenhaft das Tuch des Wegs sich breitet,
Weiße Pfosten wandeln sich zu Gliedern,
Und die Frische junge Gräser weitet,
Die, verherrlicht, ihren Sang erwidern.

In mir wachsend, von Verhaltnein schwankend,
Schwenkt die Nacht ins Feld die trunken Schritte,
Und gewaltig, schwer um mich sich rankend,
Nimmt die Landschaft mich in ihre Mitte.



Der Berg

I.

Er steht so unbeholfen da und schwer,
Besorgt um seine Plumpheit, notgedrungen,
Ein zottiger und unliebsamer Bär,
Der, hartgezaust, mit Windesfaust gerungen.

Doch seine Ruhe bleibt ein Guß, der erzen
Sich in den bunten Schleiertanz der Wolken zwingt
Und spröde Ranten vorhält Sonnenscherzen,
Verachtend, weit das Himmelsblau zersprengt.

Und Einsamkeit ist seine Wunderwaffe
Und ist ihm Schutz und Mantel, traumbeschwert,
Wenn sich sein Wurzelvolk, das sommerschlaffe,
Schon, seltsam eingeschüchtert, talwärts kehrt.

II.

Die starke Steilheit seiner Stirn zerschneidet Cluj
Rühn Dunstgebilde, ferne wüßt geballt,
Und lagert ernst, wo sich sein Sinnen weidet
An Julisonne liebender Gewalt.

Und seine Hänge sind wie alte Hände,
An denen Adern schwellen, blutverstaut,
Zerkerbt, als ob ihr Ruhedrang verstände
Ganz unbewußt, was hinter Wolken blaut.

Die scharfen Furchen seiner Züge fassen
Ein Schattenwechselfpiel, das nie verweht,
Und fügen Keile tief in Wäldermassen,
Die, winddurchpulst, sich recken im Gebet.

Erhabenheit umbrandet die Entrücktheit,
Die hell sein Geist in rauhen Mächten schuf,
Getragen von unendlicher Verzüchttheit
Und weise folgend trunkner Erde Ruf.

Die Gebirgsstraße

Stückweis' zerfeh der Straße dünne Gerte
Des Waldes Kleid, atemgehobnes Grün,
Die Wiesenflächen glänzen wie Gallerte,
Kraftwagen, feuchend, müd, bergauf sich mühn

Und bellen hohl wie alte Schäferhunde,
Die irgendwo ein froher Tagdieb nekt,
Wenn weich das Zittern warmer Mittagsstunde
Augenblicklang die Tannengreife wekt.

Drei Säule trotten schwer vor vollem Wagen
Und find sich selber, Säcken gleich, zu viel,
Auf krummen Schultern Bauern Sensen tragen,
Verschwimmen bald in eines Lichtflecks Spiel.

Verjüngt, umfängt des Weges Feierschleife
Den Berghals leicht als weißes Ordensband,
Ein Himbeerstrauch prokt laut mit seiner Reife,
Und Wolken werden Sonnensegeln Strand.

Im Wald

Einbrechend Süße blumenglüher Hänge,
Verkündet Laub säftedurchtrokten Stand,
Umlagert Wege breit als Stammgedränge,
Aufruhrhart fugend eine Dämmerwand.

Blattlasten schwimmen trög auf Zweigbalkonen,
Bachstöße schaumumtanzt an Ufer prallen,
Wo Binsen, scheue Eremiten, wohnen,
Und Felschalunken feiste Leiber ballen.

Lichtwirrfal perlt aus haucherregten Flächen,
Zerfließt auf kobaltblauer Himmelsseide
Und will zu knorrdurchsehten Sträuchern sprechen,
Die sich verstricken dicht in ihrem Leide.

Alleinsein: Ginstär. Schwankes Wunschertasten:
Bemooste Brückenstege, frank und alt.
Versunkenheit entfernt sich leicht ins Rasten
Des Wolkenglasts, der Lichtungen umwallt.



Die Gewitterwolke

Ihren Schuppenpanzer pfercht sie mächtig
Durch der Berge unheilvolle Risse,
Wird um jede Schwellung dunkelträchtig
Und erdrückt das Gras als Bleifulisse.

Aufgedunsen streckt sie lässig Arme,
Wankt wie eine Birke, sturmverschollen,
Nur verführt von zähem Wirbelschwarme;
Meidet Felsen, die sie fangen wollen.

Sie zerquirt kindliche Flaumgestalten,
Schiebt sich vor und frist die arme Beute,
Wirft sich satt auf talverebbte Spalten,
Niederhezgend eine Donnermeute.

Und zerseht dann, vag und lichtverdrossen,
Wie durch Säure ihre Stahlgewandung,
Blitzzackacke feuernd in die Gossen,
Röpsend einen Baum in Waldliedbrandung.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Der Vater

Von Heinrich Zillich

Die Alte trat aus der Krankenstube.

Weisse Augen richteten sich ihr zu
und folgten ihren verhärmtten Schritten.
Sie sah der Tochter ins Gesicht und
glättete die nasse Schürze: „Ist die
Suppe fertig?“

„Gleich“, antwortete das Mädchen
und schob sich in die Küche hinaus.

Der Sohn fragte barsch: „Ist er tot?“

Die Mutter horchte nach der Säure,
dann flüsterte sie: „Noch nicht.“

Otto saß wie ein Block aus dem
Stuhle gewachsen. Die Hand zitterte im
Gelenk, als er die Haare hochstrich. Er
blickte durch das sechsgeteilte Fenster in
die Wand des Hofgebäudes hinein, an
dem der Regen stäubte.

Kleine Schritte gingen über die
Rüchendiele, dann erfüllten sie das
Zimmer. Hintennach folgte die Tochter,
einen irdenen Topf in Händen. Die
Mutter nahm ihn ab und wandte sich
der Besucherin zu: „Er stirbt! Jetzt
stirbt er.“

Lebhaft wurde sie von der Frau um-
faßt: „Trag es mit Gott. Er stirbt. —
O solch ein schöner und großer Mann
und vor dem wir alle in Respekt ver-
sanken.“ Sie deutete in die Mitte des
Raumes: „Hier stand er, wie Otto von
der Schule kam, und grüßte nicht, und
fragte nach dem Zeugnis. Sofort, ohne eine
Miene zu rühren, streng nach dem Zeugnis.
O ein harter, aber ein guter Mann!“

„Vor dem wir wie Hunde krochen“, dachte der Sohn. Er wandte sich wütend dem Fenster zu.

Die Frau fuhr fort: „Man glaubte, er hielte die Zeit auf, wenn er so da stand und rief. Und alle, auch ich, seinen Worten horchten.“

„Als wenn es Schläge gäbe!“ unterbrach sie Otto.

„Schweig!“ herrschte ihn die Mutter an. „Er kann es hören durch die Türe.“

Aber der Sohn erhob sich und wiederholte lauter: „Und wenn er es hört! Er soll es hören!“ Plötzlich schwieg er. Die Röte der Stirne wurde fahl. Er setzte sich wieder.

Alle standen erstarrt. Die Besucherin nur hastete:

„Sie Undankbarer, Sie vergessen Ihres Vaters, der alles für Sie getan, was menschenmöglich war. Nun kommen Sie her und reißen ihm noch das Totenlaken entzwei — mitten entzwei!“

Er drehte ihr den Rücken zu und stieß die Luft pfeifend aus der Brust.

Zitternd sagte die Mutter: „Seid doch still — er hört es ja — wenn er es nur nicht hört.“ Sie beugte sich zum Sohne: „Otto bitte, seid doch ruhig!“

„Wer hat denn gelärmt?“ entgegnete er verächtlich. „Ihr fürchtet noch sein letztes Köcheln, aber ich —.“ Er sprang vom Stuhle: „Ich werde ihm die Kruste vom Antlitz reißen, um zu erkennen, ob dahinter ein Mensch steckt, so wie ich, so wie du Mutter; ob dort Fleisch ist — oh, ehe es zu spät wird und er den Tod so sehr erschreckt, wie er uns entsetzt hat — alle Jahre. — zehn — zwanzig — tausend Jahre!“

Er stand mit rasendem Antlitz der Türe zugestemmt und brüllte die letzten Sätze fesselloß heraus. Die Frauen schüttelte er von den Armen und wollte hineinstürzen.

Da rief eine Stimme aus dem

Nebenraum. Er erschrak und sah unschlüssig zu Boden, dann murmelte er: „Jetzt sage — gerade jetzt sage ich es ihm.“

Die Frauen horchten und die Mutter versuchte einige Schritte. Vernehmlich heulte die Stimme:

„Wo seid ihr alle? Was laßt ihr mich allein? Wenn ich sterbe, verkriecht ihr euch?“

Die Türe glitt lautlos zu. Noch in der Eile sorgte die Mutter auf die Stille ihrer Schritte. Jetzt wartete sie am Lager des Kranken.

Er sah sie immerfort an und schwieg.

In den Decken verschollen, nur sein Knochenhaupt schwamm auf dem Rissen, geöffnet die Lippen, wie Gummi über gelben Zähnen. Er sah ins Gesicht seines Weibes und hüftelte. Er dachte angestrengt nach und suchte einen Vorwurf, ihn der Alten entgegenzuwerfen.

Die Uhr schlug die Stunde in den Nachmittag. Viermal laut an. Von den Zehen zum Halse klopfen ihre Schläge. Das Blut empörte sich und rötete die Totenstirne. Er begann zu husten und spie ins Bett gelblichen Schleim, der grün wurde, als er langsam zu Boden rann.

Die Frau säuberte das Lager.

Plötzlich kreischte die Stimme des Sterbenden: „Otto!“ Dann von sinnloser Hast überholt in harten verwehenden Lauten: „Otto — Otto —.“

Der Hochgejagte trat an das Bett des Vaters, seine Hände umfaßten die Kommode im Rücken. Er fühlte den Schnitt ihrer Kante. Aber es tat gut.

„Was willst du Vater?“

„Red, wenn ich dich frage!“ heulte es zurück.

Der Sohn schwieg. Er sah die weiße Faust über die weiße Decke irren, hoch und nieder. „Diese Hand!“ dachte er. Die Adern zogen blaue Röhren zu den Fingern, kaum neigte sich das Bettuch darunter. „Er ist müde“, fühlte Otto

staunend. „Er will reden“, erkannte er erschreckt an dem Zucken der Glieder und hob das Haupt.

Die Anstrengung zu verstärken, schloß der Sterbende die Lider und zerfetzte die Worte:

„Du übernimmst das Geschäft. Du entläßt den neuen Gehilfen. Ich brauche ihn nicht.“ Er öffnete die Augen plötzlich und sah das leblose Gesicht des Sohnes:

„Weshalb hörst du mir nicht zu? Du — du —.“

„Ich höre, Vater.“

„Das sagst du so —. Wenn ich sterbe und du tust nicht nach meinem Willen, so soll dich der Schlag treffen.“

Sie sahen sich an.

Dann sagte der Sohn: „Du willst mir noch etwas mitteilen?“

Der Alte keuchte: „Warten vermagst du nicht — he?“

„Ich wollte dich schonen! Vater.“

„Schonen, schonen!“ Er drückte die Augen zu und schrie lauter: „O du ganz verworfenes Geschöpf. Mein Leben lang hat er mich nicht geschont. Nicht geschont! Wo hab ich das weiße Haar her? Du mein Sohn! Bist du ein ordentlicher Mensch? Kannst du arbeiten? Herumgesehen, im Geschäft gestanden, wie ein Maulaffe! O du Nichts! Du Garnichts!“

„Ich habe gearbeitet, wie ein Knecht bei dir“, unterbrach der Sohn, sich vorneigend.

Der Alte schwieg und riß die Lider empor. Er starrte ihm verglast in die Augen, suchte sich aufzusetzen und lachte plötzlich:

„O du Mistkerl. Auf meinem Totenbett!“

„Und auf deinem Totenbett! Jetzt ist das nicht zu spät noch! So und so. Du sollst nicht sterben, ehe du erkannt hast, wie klein du selbst dabei geworden bist. Durch deine Gewalt! Hab ich nicht unter deiner Stimme gezittert? Bin ich

nicht geflogen vor deiner Stirne, wenn du auffahst? Hab ich nicht geschafft, wie drei? Ist dir nicht alles mit mir gelungen?“

Aber klein bin ich nicht! Wie du es dir dachtest, bin ich nicht! Keine Maschine, kein ordentlicher Mensch, kein Nützliger, wie du es aus mir noch heute formen willst. Du wolltest morden und hast bloß meine Arbeit eingesteckt. Du Greis du! Du Vater! Du famoser Vater!“

Er stand über ihn geneigt und schrie berauscht in den starren Mund hinein: „Jetzt bin ich doch hier! Auf diesem Fleck! Und nichts von dir! Keine Sehne! Kein Blut! Keinen Gedanken!“

Der Sterbende hob die Faust und schlug ihm ins Gesicht.

Otto lachte: „Fühlst du, wie du dich selbst schlägst?“

Er beugte sich tiefer: „Fühlst du?“

„Otto“, stöhnte es. Die fliegenden Hände zuckten zur Brust: „Otto, ich —.“

„Ach, du stirbst? So stirb!“ brüllte der Sohn und lehnte sich an die Kommode: „Stirb nur. Ich sehe zu!“

„Otto ich —.“

Da lachte der andere: „Du jammerst? O du altes Weib! Welche Rolle spielst du denn? Wie schlecht du sie spielst! Ich habe dich in der Hand, wie du mich nie hattest. Aber du bittest um Gnade? Sieh, ich gebe sie dir — da — stirb ruhig.“

Er sah weg und wartete. An allen Gliedern fliegend voll Erfüllung.

Der Vater röchelte. Die Falten des Gesichtes gruben Schatten bis an die Knochen. Aber die Lippen quoll der Speichel mit Blut gefleckt. Die Stirne schlug jäh an das Ende des Bettes. Es pochte dumpf.

Otto drehte sich um und wartete. Eine kurze Stille schlug beide in Blei.

Noch einmal öffnete sich der Mund: „Schuft —“.

Der Sohn antwortete: „Du bist doch ehrlich!“ Dann trat er zur Türe und rief: „Er ist tot. Kommt!“

Nach dem Begräbnis schritt Otto durch das Haus. Die durch tausend Gefühle unerträglichsten letzten Tage entsanken seinen Schultern.

„Hier stellen wir die Möbel um“, sagte er zur Mutter. „Ich will neue Luft in den Kasten.“

„Ach, lasse es Otto“, entgegnete sie.

„Das muß weg!“ entschied er.

„Wo willst du schlafen? In Vaters Zimmer?“ fragte die vermummte Frau.

Er überlegte. Dieser Schritt schien bedrückend. „Sein Bett“, dachte er, als würde es abfärben. „Ach! Ich lege mich hinein. Ich wälze mich darin.“ Genugtuung bedrängte ihn.

„Ich schlafe dort. Ich sehe es mir an.“

In der Mitte der Stube standen noch zwei schwarze Schemel, auf denen der Sarg gelegen hatte. Das Bett an der Wand, ohne Zeug, nur braunes Holz. „Wir lüften ihn hinaus“, sagte er sich. Die Hausmütze, der Rock, die Pantoffeln aber — es war alles am Platze. „Es ist noch vieles da, was gestorben ist —.“ Er sammelte die Kleider des Toten, um sie hinauszutragen. Ein sanfter Geruch von Medizin entstieg ihnen. Er sog ihn tief und warf den Plunder zu Boden. In den Ecken der Stube faltete der Nachmittag die Schatten.

Otto sah sich leise um und ging aus dem Raume, sich zwingend langsamer zu schreiten, als es ihn trieb.

„Ich schlafe in meinem alten Bette“, sagte er atemlos.

„Weshalb denn? Willst du ewig in der engen Kammer bleiben? Das schöne Zimmer steht leer.“

„Ich schlafe nicht! Basta!“ Er ging fort.

Und so im Geschäft. Er saß hinter dem Schreibtisch. Der Gehilfe strich lebhaft an den Gestellen herum und bediente die Kunden, von Ottos Blicken verfolgt, der ihn sehr freundlich behandelte. Plötzlich sprang er auf und rückte Sessel und Ballen von den Plätzen. Der Hausknecht mußte helfen. In kurzem war der Raum verwandelt.

Der Gehilfe fand sich nicht zurecht.

„Der alte Herr“, entschuldigte er sich.

„Ist tot!“ entgegnete Otto.

Grenzenlos schien er Herrscher geworden zu sein. Er zog die Schlüssel ab und trug sie in der Tasche. Das Geld zählte er und verschloß es selbst. Im Gruße der Bekannten schwang leise Achtung mit. Er wurde versucht, seinen Gang zu steifen und hob das Haupt, aber die Erinnerung an des Vaters ähnliche Haltung ließ ihn zurücksinken.

„Ich bin frei“, empfand er von Schritt zu Schritt und suchte überall den Beweis dieses Gefühls.

„Ich vermag zu tun und zu lassen, was mir beliebt.“

Im Kaufsge ging er.

Aber die abendliche Promenadeempor eilte er. Den vorlaufenden Schatten betrachtete sein Blick und säumte an den nächtlichen Bäumen stillerer Wege. In der Ferne sog der Himmel die trunkenen Rufe eines Froschtümpels. Die Schwere der Nacht toste in der Runde und taumelte in seine Gedanken. Wachter als der Tag schwoll das Dunkel. Die Schatten der Büsche schienen vor Otto zu fliehen.

Er kehrte um, der Stadt entgegen.

Unträglich das Gefühl der Ungebundenheit! Früher bis zum Rande erfüllt von Finsternissen, jetzt ein Becher mit drängenden Wünschen. Frauen kannte er nicht. Sie lagen um seine Wut geschart, Wesen, die besser behandelt wurden. Jetzt schritt er durch ihre Mitte und hatte Sinn und Auge für sie.

Er sprach eine Dirne an und ging mit ihr weiter. Neckisch unterhielt er sich. Er fragte verfängliche Dinge. Sie antwortete ungerührt. In erleuchtete Straßen bogen sie ein. Er wünschte gierig von Bekannten gesehen zu werden, umfaßte die weichen Schultern und warf die Füße männlich erregt.

„Was zahle ich dir?“ fragte er plötzlich, erstaunt über sein Versäumnis.

Sie nannte den Preis und er erschrak. Aber gleich an die väterliche Sparsamkeit erinnert, zog er ein unwilliges Wort zurück. Doch schien er bedrückt. Langsam fiel seine zärtliche Hand.

„Es ist teuer,“ dachte er, „der Verdienst eines Tages.“ Er versuchte, die Summe zu drücken.

Das Mädchen blieb stehen und lächelte: „Ich habe feste Preise.“

„Aber etwas billiger könntest du es doch geben. Ich habe wenig Geld“, log er.

„Du hast nichts!“ sagte sie höhniisch und wandte sich um.

„Nein, nein, aber du verlangst zu viel“, hastete er ängstlich.

Sie schritt weiter.

„So bleibe doch. Lasse etwas nach!“ schrie er wütend.

Sie drehte sich um, maß ihn und ging fort.

„Hübsch ist sie nicht“, beruhigte er sich. „Ein übles Ding. Tausend ähnliche finde ich. Tausend solche!“

Die Ersparnis freute ihn — aber vergebens — die Beschämung saß zu fest in den Gliedern.

Als er das Haustor aufschloß, dachte er: „Schließlich — diese Art Weiber — für einen anständigen Menschen gehört sich das nicht. Der heiratet. Alles andere ist Schweinerei.“ Er stockte auf der Treppe: „Wer sagte das schon immer?“ Unwillig stieg er hoch. In den Ohren sauste es: Der Vater, der Vater.

Ein Zimmer war beleuchtet. Die Schwester lag, über den Tisch gebeugt.

„Zu so später Stunde solltest du das Licht nicht brennen lassen“, meinte er.

„Jetzt ist Vater tot und du setzt alles fort. Fängst du nun an mit Knauerei und Nörgeln? Geh du schlafen!“ entgegnete sie gestört.

„Ach was!“ Er zuckte selbstbewußt die Schulter und trat in die mütterliche Schlafstube.

„Bist du da? Otto“, jammerte es aus dem Dunkel. „Ich habe Angst, wenn du so spät in der Nacht herumläufst.“

„Ja, ja“, brummte er.

„Sie spricht, wie früher. So, als hätte sich nichts geändert“, dachte er beschwert.

Die neugestellten Möbel leuchteten unter dem Streichholz auf. Langsam entkleidete er sich und lag im Bette lange schlaflos.

„Keine Freunde besitze ich. Sie sind alle von mir abgerückt.“ Er überlegte hin und her. Ein Fest würde er veranstalten. Ja, noch ehe die Trauerfrist es erlaube. Sie sollten sehen, wie sehr er auf eigenen Füßen stehe. Koste es, was es wolle. Und wenn es Tausende wären. Na Tausende —? Aber Hunderte sicher. Er kaufe sie. Alle. In diesen Räumen mit Blumen und Wein. Abrigens — auch die Schwester dürfe lesen und Licht brennen, solange sie es wünsche. Er beschäme sie alle. In diesen Zimmern, bei Wein und vielen Gerichten. Er würde lachen, wenn sie ihn ob seiner Verschwendung mahnten. Ha, und sie beschämen. Und viel Wein und gurrende Frauen — so — so —.

Morgens war der Entschluß vergessen. Der Tag ist nüchtern. Im Geschäft fand Otto keine Ruhe. Die Gleichmut des Verkehrs, das Sirenschnappen, Tänzeln des Gehilfen, Klimpfern der

Rasse, an den Spiegelscheiben das Gleiten der Wagen und Menschen — war wie immer. Trotz des neuen Gesichtes des Raumes spülten die Stunden hin, wie jahrelang. Die großen Pläne versanken vor den laufenden Arbeiten. Hand in Hand griffen die Ketten des Geschäftes, überkommen von früherher. Mühselig würde die Richtungsänderung zu erzwingen sein, die außerdem unnütz schien. Bei näherer Betrachtung war alles gut und fruchtbar und ein Eingriff Störung.

Mit dem Gehilfen und Ladendiener allein, war das Ufer seiner Geltungssucht zu gering bemessen. Er suchte mit einflußreichen Kunden Gespräche zu knüpfen und warf Phrasen und gelehrte Brocken um sich. Man lächelte über den Eifer des Händlers. Er merkte es tief verkehrt, aber schloß sich voll Hingabe an die Wenigen, die ihn beachteten. Es gelang ihm, Distanz zu wahren und unter den Getreuen Aufsehen zu erregen.

In diesen Tagen entwuchs er ganz der gewohnten Umgebung. Völlig frei dünkte er sich, als er überlegen in die Ziele eines Vereines eingriff. In Versammlungen sprach er. Gestützt auf den Beifall ließ er sich vom Rausche der Wirkung hinreißen, einen Vorsitzenden anzugreifen. In der Debatte aber mußte er sich geschlagen geben und aus der losbrechenden Heiterkeit entfliehen.

Der Groll lud sich zu Hause ab. Er ging unter den alten Bildern hin und her, den Frauen wild die Lächerlichkeit seiner Bekannten malend.

„Du mußt Geduld mit ihnen haben. Sie verstehen dich nicht. Sie brauchen Zeit“, tröstete die Mutter.

„Ach, euere Anteilnahme ist langweilig. Zwingen müßte man sie“, brauste er los.

„Du willst nur schlagen“, sagte die Schwester. „Es ist bei uns schon so —: Gebrochen wird alles!“ Sie neigte das

Haupt über die Hände und sah ins Freie: „Man möchte am liebsten fortlaufen —.“

„Wenn es dir hier bei mir nicht gefällt — bitte! Aber merke dir — Schande wirst du —.“ Er stockte und vollendete rasch: „deiner Mutter nicht bereiten!“

Sie lachte doppeldeutig: „Man hört doch alles zweimal im Leben.“

Er ging in seine Stube:

„Ich gleite immer zurück. Ich hasse ihn, ich hasse ihn. Überall steht er in mir herum. Aus dem Kreise, in dem er schaltete, kann ich nicht. Ich finde nicht zurecht außerhalb der Grenzen.“

In Zerknirschung wand er sich auf dem Lager. Der sinkende Tag war still auf den Wänden. Das Geräusch der Straße ebte von den Fenstern. Laternen wurden angezündet und flackten ins Gemach. Von der Dämmerung ausgeglichen, erhob er sich. Er glaubte, wo früher Zwang geherrscht, würde die Liebe restlos überwinden. Geld nahm er aus der Tasche; es fiel ihm schwer, doch ballte er die Faust darum. Große Freude trat ihn an. Als er über die Schwelle zur Schwester schritt, lachte er innerlich wie ein Kind. Im letzten Augenblick schien er zu zagen, da sagte er:

„Wenn du zu irgend einer Ausgabe Geld brauchst, zu einem Kleid, einem Buch, Schuhen, einem —.“ Er stolperte über die Worte und schwieg.

Die Scheine lagen auf der Tischplatte.

Sie sah ihn erstaunt an: „Ich brauche nichts. Nein Otto. Danke sehr. Ich brauche wirklich nichts.“

„Nimm es nur —“, sagte er leise.

„Wozu? Ich habe doch alles.“ Sie gab ihm das Geld in die Hand zurück: „Ich danke dir, aber warum gibst du mir ohne Grund? Weshalb?“ Sie stand auf und trat nahe an ihn heran: „Du gibst? Hast du zu viel? Willst du mir ein Gutes tun?“

Er steckte das Geld ein, wandte sich und lief hinaus. Nein! So war es nicht getan! Ein Geschenk mußte es sein. Nur nicht nachlassen auf dem eingeschlagenen Weg. Wie dumm, mit Geld heilen zu wollen! Geld — Geld — größer wurde dieß Wort. Es füllte sein Hirn nach allen Seiten. Geld?

Aber die Straße lief er eilig. Eine Stimme lachte hinter ihm her — er frohlockte: „Nicht Geld, nicht Geltung, nicht Druck — Liebe, Güte, Seele —.“

Es war gegen sieben Uhr abends. Er trat in den Laden und kaufte ein Buch. An seinem Geschäftslokale schritt er vorbei, er sah nicht hinein. Atemlos über die Treppen empor stand er wieder vor der Schwester.

„Ich habe dir ein Buch mitgebracht!“ Er las den Titel jubelnd vom Einband.

„Das ist schön von dir“, entgegnete sie staunend.

„Es ist für dich.“ Er atmete kaum vor Glück.

„Aber ich las es schon“, sagte sie schüchtern.

Er schrie auf: „Du kennst es!“

„Ja, aber ich kann es ja umtauschen.“

„Haha! Weißt du.“ Er hauchte ihr ins Gesicht: „Ich schlage immer in die Luft. Gib das Buch!“

Er betrachtete den Band, bog ihn hin und her in den Händen. Lange blickte er vor sich.

„Ich tausche ihn um. Otto.“

„Nein“, sagte er erwachend. „Ich habe es mir überlegt. Wozu die Bücher? Ich trage das Buch zurück und das Geld gehört dir.“

„Und ich kaufe ein neues.“

Er schlug die Hand auf den Tisch: „Zum Teufel die Bücher! Erst etwas in die Sparbüchse. Dorthin kommt das Geld. Dorthin!“

Sie sah ihn böse an: „Dann brauche ich es nicht.“

Sein Auge fiel auf das große Bild des Vaters an der Wand, er warf das Buch auf den Tisch.

Von Kälte durchzuckt: „Mach, was du willst!“

Hinter dem Schreibtische saß er wieder.

Die Mutter schlürfte durch die Türe und trippelte an den Gestellen herum. „Alles ist neu gerichtet. Dort der Ladentisch und hier die Wage, die Kasse. Ach man kennt sich gar nicht aus. Standen die Möbel so schlecht? Otto, das hätte Vater sehen sollen.“ Sie blieb stehen: „Aber du mußt wissen, wie es gut ist. Doch siehe nur, um hinter das Pult zu gelangen, muß der Gehilfe den Umweg um deinen Tisch machen. Ist das nicht unpraktisch?“

Er antwortete mit großer Überwindung: „Es ist besser so. Ich weiß das ja.“

„Natürlich, wenn du glaubst —.“

„Denn es ist mein Geschäft. Da kann ich machen, was mir beliebt.“

Sie betrachtete ihn ängstlich: „Ich wollte doch nichts einwenden. Bloß wegen des Pultes. Otto, ich habe doch hier nichts anzuordnen —.“

„Ach, ihr mengt euch immer in meine Angelegenheiten.“

„Gar nicht, Otto.“ Sie trat an ihn heran: „Ich gehe auf den Friedhof zu Vaters Grab. Und sei mir nicht böse. Ich wollte dich nicht stören.“

„Ja, ja.“

Er saß finster da. Rief dann hastig nach dem Ladendiener: „Laufen Sie meiner Mutter nach und tragen Sie ihre Pakete. — Abriß —.“ Ratlos schüttelte er den Kopf: „Lassen Sie es nur. Sie geht nicht weit.“

Der Postbote brachte in einem Brief die Aufforderung seines Vereines, wegen persönlicher Angriffe auf ein wohlwahrtes Mitglied, sich entschuldigen zu wollen.

Er lachte wütend auf.

Vor den Spiegelscheiben lag die Welt fremd für ihn. In seinem Hause noch war er Herr. Nur kleine Schritte füllten diese Räume, aber sie konnten schwer fallen!

Den Brief schickte er zurück, ohne Antwort. Mit den Kunden sprach er kalt und nüchtern. Zum Gehilfen wandte er sich:

„Der Raum wird umgestellt. Wie er früher war.“

„Wieder?“ fragte der zurück.

„Sie haben nichts zu reden, wo ich entscheide!“

Der junge Mann lächelte in sich.

„Sie sind entlassen“, schrie Otto.

Als er zum Mittagessen in die Stube trat, wußte die Schwester schon darum. Sie fragte nach dem Grunde. Er fehrte sich nicht daran.

„Was ist's mit dem Buche?“

„Ich habe ein neues gekauft.“

Er lauerte in ihren Blick: „Ich werde dir den Leichtsinn austreiben!“

Sie fiel schnell ein: „Und der Gehilfe ist jetzt doch entlassen?“

„Weil ich es will!“

„Und der Raum wieder, wie früher?“

Entgegen sprang er ihr, die sich scheu deckte:

„Ich wollte es! Ich habe —“, brüllte er. „Ich habe es eben für das Wichtigste gefunden! Ich! Ich!“

Er fragte horchend: „Oder habe nicht ich es befohlen?“

„Doch“, antwortete sie erschreckt.

„Bringe das Essen!“ sagte er drohend.

Er merkte den Weg nicht mehr. So sehr war er zersetzt von des Toten Unsterblichkeit.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Krieg und Tod

Von M. Fuß

1. Heraklit schrieb einst vor mehr als 2500 Jahren in seiner schweren, bilderreichen Sprache den Satz: *πολεμος παντα παρεισι*. Eine wörtliche Übersetzung — der Krieg ist der Vater von allem — würde aber den Sinn, den der griechische Weise hineinlegte, kaum richtig wiedergeben. Was Heraklit sagen wollte, drückt wunderbar voll der Satz aus Vaibingers „Philosophie des Absob“ aus: Am Gegensatz entzündet sich das Leben. Der alte Grieche, der in anschaulichen Bildern dachte, hat mit dem konkreten Fall dasselbe gemeint, was der Moderne in allgemeinerer, abstrakter Form und doch auch wieder in treffendstem Bilde anschaulich gemacht hat.

Ihering beginnt seine berühmte Abhandlung vom Kampf ums Recht mit

den lapidaren, klassischen Sätzen: „Das Ziel des Rechtes ist der Friede, das Mittel dazu der Kampf. Solange das Recht sich auf dem Angriff von seiten des Unrechtes gefaßt machen muß — und dies wird dauern, solange die Welt steht — wird ihm der Kampf nicht erspart bleiben. Das Leben des Rechtes ist Kampf; ein Kampf der Völker, der Staatsgewalt, der Stände, der Individuen.“

Es würde nicht schwer sein, die Reihe der Aussprüche von Autoritäten aus den verschiedensten Gebieten fortzusetzen, die alle derselben Meinung Ausdruck verleihen, daß Kampf und Krieg nie aus der Geschichte der Menschen verschwinden wird. Und seit Darwin mit

dem „Kampf ums Dasein“ die wissenschaftliche Formel dafür gefunden, ist der Gedanke ja eine Binsenwahrheit geworden.

Es wäre aber auch nicht schwer, Aussprüche zusammenzustellen, die den Krieg als den Vater von allem Guten, allen Fortschrittes preisen, den Frieden aber anklagen, daß er die Völker der Entnervung, Verweichlichung, Degeneration zuführe. Rein Geringerer als Vis-marc hat gesagt: „Wen der Krieg nicht umbringt, den macht er gesund.“ Und Helmut von Moltke hat seine Meinung dahin gefaßt: „Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner. Der Krieg aber ist ein Glied der göttlichen Ordnung.“

Man beachte einen merkwürdigen Widerspruch in Iherings Worten: Der Friede ist das Ziel des Kampfes — Kampf der Völker, Krieg wird es geben, so lange die Welt steht. Danach wird es nie Frieden geben? Oder nur als kurzes Zwischenspiel zwischen den sich ewig wiederholenden Kriegen? Hat es dann überhaupt einen Sinn, den Frieden als Ziel hinzustellen, wenn er doch nie realisierbar wird?

2. Ernst Mach beginnt einen im Jahre 1897 gehaltenen Vortrag mit den lapidaren, klassischen Worten: „Die Menschen fühlen sich heutzutage verpflichtet, zuweilen für recht fragwürdige Ziele und Ideale sich gegenseitig in kürzester Zeit möglichst viel Löcher in den Leib zu schießen. Und ein anderes Ideal, das zu den vorgenannten meist in schärfstem Gegensatz steht, gebietet ihnen zugleich, diese Löcher von kleinstem Kaliber herzustellen und die hergestellten möglichst rasch wieder zu stopfen und zu heilen.“

In einer Anmerkung aus dem Jahre 1902 zu diesem Vortrag schreibt er: „... doch sind alle, welche diese Gedanken (internationales Schiedsgericht,

Friedensidee) auch nur theoretisch oder akademisch gefördert, und weitere Fortschritte vorbereitet haben, des größten Dankes der künftigen Geschlechter sicher.“

Max Verworn kommt in seinem schönen Kriegsbuche: Die biologischen Grundlagen der Kulturpolitik, worin er sich von seinem „konditionalen“ Standpunkte aus zum Krieg im allgemeinen und zum Weltkrieg im besonderen äußert, zu dem Resultat, daß die Frage: Sind Kriege unvermeidlich? „prinzipiell entschieden verneint werden muß.“ „Kriege lassen sich unter bestimmten Bedingungen vermeiden. Diese Bedingungen liegen in der geistigen Entwicklung. Das einzige Rezept zur Vermeidung von Kriegen ist die intensive und extensive Hebung des kritisch experimentellen Denkens und eines widerspruchlos daran angepaßten Handelns.“

Es weht in diesen Worten sichtlich ein anderer Geist, als in den anfangs angeführten Zitaten. Es scheint, daß Denker vom Range eines Mach oder Verworn die Friedensidee für realisierbar halten. Und wie merkwürdig ist es, daß Mach, der Physiker, Verworn, der Physiologe, also beide durch ihr spezielles Arbeitsgebiet daran gewöhnt, das Wirkliche zu beobachten und vom wirklichen Zustand aus Schlüsse auf das Mögliche zu ziehen, derartige Gedankengänge bekennen.

Ein schweres Problem tut sich da auf: Wer hat Recht? Die Verkünder der Lehre, daß der Krieg nie aufhören wird, daß er die Völker gesund macht, oder die anderen, die Friedensfreunde?

Das eine steht fest, daß es sehr verfehlt wäre, das Ziel der Pazifisten, den ewigen Frieden, als ein Leben ohne Kampf anzusehen, als eine Art Paradies auf Erden, wo Löwe und Lamm friedlich nebeneinander wohnen. Dann würde aller Kampf — aber auch alles Leben aufhören. Man versuche einmal, es sich

vorzustellen, wie eine Welt beschaffen sein müßte, in der alle Gegensätze, aller Kampf aufgehört haben zu existieren. Es müßte ein homogener Raum sein, ausgefüllt mit einer in absolutem Gleichgewicht befindlichen, unbewegten, homogenen Masse. Es ist nicht lange her, daß eine ganze Reihe von Naturwissenschaftlern einen solchen Zustand als das Endresultat der gesamten Weltentwicklung annahmen. In einem solchen Raume dürfte aber überhaupt weder Löwe noch Lamm existieren, schon ihre bloße Existenz wäre ein Gegensatz. In einem solchen Raume wäre allerdings ewiger Friede — aber es wäre auch der ewige Tod.

Erst Gegensätze, der πόλεμος — wie Recht hat Heraklit — entzünden das Leben — wie Recht hat Vaihinger — aber das Ideal der Pazifisten will ja nicht die Gegensätze auslöschen, ebenso wenig den Kampf der Gegensätze. Der Unterschied zwischen Krieg und Frieden ist ja nicht der, daß es im Frieden keine Gegensätze, keine Kämpfe mehr gibt; der Unterschied besteht nur darin, daß der Krieg versucht, bestehende Gegensätze mit roher, physischer Gewalt, der Friede aber dieselben Gegensätze mit den Waffen des Geistes zu lösen.

Die Frage des ewigen Friedens ist die, ob die Menschheit in alle Ewigkeit gewillt sein wird, ihre Gegensätze nur mit roher, physischer Gewalt zu lösen?

3. Wie interessant — und auch mitunter peinlich war es, im Herbst 1914 die Tonart der europäischen Presse zu beobachten.

Wie interessant — und mitunter lästig war es, zu Beginn des großen Krieges die Menschen über den Krieg reden zu hören.

Es war, als ob ein glühender Hauch von Leidenschaft allen Willen zur Objektivität ausgedorrt hätte. Was in Friedenszeiten als Zierde galt, Vorur-

teilslosigkeit, Unparteilichkeit, der Wille zur Gerechtigkeit, es war alles wie ausgelöscht. Dafür wurde der Haß zur Tugend gestempelt. Selbst in der deutschen Presse wurde ein Loblied auf den Haß gesungen; endlich, endlich hatte auch der Deutsche es gelernt, zu hassen, glühend zu hassen.

Es wurde ein System daraus gemacht, den Gegner zu verkleinern, zu bejudeln: die Engländer waren alle zusammen und jeder im einzelnen Schufte; die Deutschen vom Kaiser angefangen bis zum letzten Handwerker Barbaren und Hunnen; die Franzosen waren en bloc hysterische Narren. Als dann der Krieg seinen Fortgang nahm, konnte man immer wieder beobachten, wie eins der niedrigsten Gefühle, die Schadenfreude, alle anderen übertönte; der Hekatomben Getöteter und Verwundeter waren nie genug. Bedauerte man die Kriegssopfer des eigenen Volkes, so war es in der Ordnung; bedauerte man aber einmal auch die gegnerischen Verwundeten, so lief man Gefahr, zu einer Art Vaterlandsberräter gestempelt zu werden.

In Gebiete, die doch nur sehr indirekt mit dem Krieg zu tun hatten, in Kunst und Wissenschaft drang verheerend die allgemeine Psychose. Wäre es nicht so peinlich gewesen, es hätte sonst komisch wirken können, wie das Lebenswerk berühmter Künstler, das gestern noch hochgepriesen worden, plötzlich heute ganz gegenteilig gewertet wurde — weil der betreffende Künstler im gegnerischen Volk geboren, oder, vielleicht der eigenen Rasse angehörig, politische Meinungen geäußert hatte, die nicht der Tagesstimmung entsprachen.

Am erstaunlichsten war das Verhalten der Gelehrtenkreise. Das Beste, was der Wissenschaft für die Lebensführung verdankt, wer immer mit ihr in Berührung kommt, ist der Wille zur

Objektivität, die Vorsicht im Urteil, der weite Blick nach vor- und rückwärts — und nun diese maßlose Sprache der Großmeister der Wissenschaft, dies Urteilen aus momentanen Gefühlsregungen heraus, dies Zerreißen von Fäden, die der Friede über die ganze Welt gesponnen, gewiß zum Heile des Einzelnen und des Ganzen.

Beobachtete man aber die aus dem Felde auf Urlaub Zurückgekehrten — wie erstaunlich leicht hatten die meisten sich daran gewöhnt, ja sogar Freude daran empfunden, den Menschen „in kürzester Zeit möglichst viele Löcher in den Leib zu schießen“.

Da war Gelegenheit genug, die Wirkungen des Krieges, des Kämpfens auf die Menschen zu beobachten. Ist es zuviel gesagt, wenn man alles dahin zusammenfaßt, daß der Krieg in der überwiegenden Mehrzahl der Menschen dem Feinde gegenüber die antisozialen Gefühle, Haß, Rachsucht, Schadenfreude, Rohheit in erstaunlichem Maße erweckt? Daß er dem Feinde gegenüber die sozialen Gefühle, Menschenliebe, Großmut, Gerechtigkeitsliebe etc. bei den meisten austrocknet?

Kämpfen müssen macht die Allermeisten gemein; selbst dem Kampfe zusehen macht die Allermeisten gemein — welch niederschlagendes Resultat der Betrachtung!

Freilich, muß das nicht so sein, ist das nicht notwendig, daß, wer Krieg führt, die sozialen Gefühle dem Feinde gegenüber unterdrückt? Wie könnte er sonst überhaupt Krieg führen? Wird nicht das Ziel des Krieges, die Vernichtung des Feindes am besten erreichen, wer die unmenschlichsten Waffen, die grausamsten Methoden der Vernichtung anwendet? Ist es nicht hölzernes Eisen, von „humaner“ Kriegsführung zu sprechen?

Und nun tauchen alle jene Urteile in der Erinnerung auf, die besagen, daß,

„solange die Erde steht“, es Krieg geben wird. Also ist der Mensch, solange die Erde steht, dazu verurteilt, eine Portion gemeiner, antisozialer Gefühle zu heben, die von Zeit zu Zeit, im Kriege, zu erstaunlicher Stärke anwachsen müssen? Es gibt also in dieser Beziehung keine Entwicklung, keinen Fortschritt?

Goethe sagte einmal zu Erfermann, die Menschen hätten seit den Tagen der Alten „in moralischem und ästhetischem Betracht“, keine Fortschritte gemacht. Der Weltkrieg hat reichlich gezeigt, daß er Recht hatte.

4. Das eigentliche Rätsel, das der Krieg den Menschen aufgibt, besteht darin, daß er imstande ist, den Gegnern gegenüber alle antisozialen, niedrigen Gefühle im Menschen zu wecken, daß er aber im Innern des kriegsführenden Volkes gerade die hohen, die sozialen Gefühle in schönster Weise erregen kann. Mildtätigkeit, Opfernot, Vaterlandsliebe, mit einem Wort Altruismus; sie alle werden im Krieg zu einer Höhe gesteigert, wie der Friede dies nie zu bewirken vermag. Dies ist es vielleicht, was Bismarck bewogen hat, zu sagen, der Krieg mache gesund, wen er nicht umbringt. Demnach müßte man schließen, daß die Gesundheit eines Volkes darin besteht, antisoziale, niedrige Gefühle gegen den Gegner, soziale, altruistische gegen den Freund zu heben. Aber dies ist gerade das Problem, wie dies möglich ist, daß, um einen biblischen Ausdruck zu gebrauchen, das „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ im Krieg nur auf den Volksgenossen, den Verbündeten angewendet werden soll, aber nicht auf den Gegner. Schließlich hat man ja auch im eigenen Volke Gegner und Feinde? Wo ist eigentlich die Grenze für den Nächsten, den man lieben soll, wie sich selbst?

5. Man stelle sich einmal resolut auf den Standpunkt, daß der Krieg ein

ständiger Faktor im Leben der Menschen sein wird, „so lange die Welt steht“. Welche Konsequenzen müßte man eigentlich daraus ziehen?

Eine Theorie hat genau soviel Wert, als sie die Möglichkeit bietet, sich in Praxis umsetzen zu lassen, sich in der Praxis zu bewähren. Wer allgemeine Standpunkte formuliert, allgemeine Grundsätze ausspricht, muß auch versuchen, diese Standpunkte mit allen Konsequenzen in der Wirklichkeit durchzuführen. Wenn nun der Kampf der Völker ein ständiger Faktor, der ausschlaggebende Faktor, die ultima ratio im Leben der Völker wäre, würde es da nicht im Interesse aller Staaten sein, die Bürger einerseits so kriegerisch zu erziehen als nur möglich, andererseits aber alles im staatlichen Leben zu unterdrücken, was den kriegerischen Geist schwächen könnte? Wie kurzfristig erschienen da die Bestrebungen gewisser politischer Parteien, die militärischen Budgete zu beschneiden, die Militärdienstzeit in ihrer Dauer verkürzen zu wollen! Würden da nicht die staatlichen Einrichtungen des alten Sparta als mustergültig vor uns stehen, wo die Erziehung zum Krieger der ausschlaggebende Gesichtspunkt für die Einrichtung des ganzen Lebens war? Angefangen von der Peitschung der Epheben und den nackten Tänzen der mannbaren Mädchen bis zu den Syssitien mit ihrer braunen Suppe?

In einem sehr interessanten Buche: „Der deutsche Mensch“, einem Kriegsbuche, hat der deutsche Philosoph Leopold Ziegler die Behauptung aufgestellt, daß noch immer in der Geschichte es sich gezeigt, daß Sparta Athen besiegt habe; Sparta als Verkörperung, als Symbol von Disziplin und Moral, Athen als Verkörperung, als Symbol von Kultur und Zivilisation genommen — es ist nicht schwer zu erraten, welche Folgerungen er daraus für

den Krieg zieht, welche Forderungen er also implicite an ein Volk stellt.

Fragen wir nun nicht, ob dieser Satz Zieglers eine Geschichtskonstruktion ad hoc, eben für den Weltkrieg war; fragen wir ebensowenig, ob es nicht auch Zeiten und Fälle gegeben, wo Athen wiederum Sparta besiegte, fragen wir nicht, ob nicht in einem gegebenen Punkte beide, Sparta und Athen von einem Dritten, nämlich Rom, besiegt wurde und fragen wir vor allem nicht, ob dann nicht erst recht Athen seinen Überwinder Rom besiegte, freilich nicht physisch, sondern auf geistigem Gebiete; nehmen wir einmal an, Ziegler habe Recht mit seiner Aufstellung, nicht Kultur und Zivilisation — Athen — trage im Leben den Sieg davon, sondern Moral und Disziplin — Sparta —. Wie schlecht wäre dann doch unsere gesamte Erziehung in Haus, Schule und Kirche dieser Wirklichkeit angepaßt!

Wäre es dann nicht das hervorragendste Interesse aller Staaten, aus der Erziehung all das auszumerzen, was eine Humanität heißt. Müßte man nicht Kunst und Kunstgenuß nur soweit zulassen, daß sie dem kriegerisch-moralischen Geist nicht schaden? Wer erinnert sich nicht, wenn er solche Gedankengänge verfolgt, wie Plato schon vor vielen Jahrhunderten in seinem Entwurf des besten Staates diese Erwägungen alle gemacht, zu welchen absurden Konsequenzen er gekommen und was sich davon in der Praxis bewährt? Es ist falsch, anzunehmen, Plato habe seinen „Staat“ als Utopie geschrieben — er hat ihn sehr real gedacht — freilich, was war der Erfolg, als er ihn in Sizilien realisieren wollte?

Wäre es denn nicht ein ebenso hervorragendes Interesse der Staaten, alle jene Religionsgemeinschaften zu unterdrücken, die einen Gott der Liebe und den „Frieden auf Erden“ predigen? Wird dadurch nicht der kriegerische Geist ge-

schwächt, die Menschen in einen ewigen Konflikt zwischen religiösem Gebot und praktischer Lebensführung verwickelt?

Und nun steigen gewiß in jedes Erinnerung ganze Seiten flammender und brennender Worte auf, die Nietzsche geschrieben. Hätte er doch Recht, zu verlangen, daß man den Menschen stärker, härter, böser, grausamer machen müßte, wolle man ihn lebensfähiger machen? Hätte er Recht, alles was ihn sanfter, mitleidiger machen kann als verderblich zu brandmarken? Wer immer auf dem Standpunkt steht, daß der Krieg der ausschlaggebende Faktor im Leben der Völker ist, so lange die Welt steht, er muß sich eigentlich zu Nietzsche bekennen.

Aber dann muß man auch konsequent sein und Nietzsches Prinzipien auf das ganze Leben ausdehnen, auch auf das Leben innerhalb des Volkes, im Staat, wie Nietzsche es auch gemeint hat; man muß das Leben dann gefährlicher gestalten, so gefährlich wie es im Krieg

wird, wo höchste Klugheit mit höchster Kraft, mit brutalem Aufeinanderlosgehen und ewigem Mißtrauen verbunden ist.

Oder, wenn man das nicht will, wenn man es für möglich hält, daß man nur den Feind gegenüber hart, grausam &c sein solle, dem Volksgenossen aber nicht, muß man da nicht konstatieren, daß es eben zweierlei Moral, zweierlei Weisheit, eine doppelte Wahrheit gibt, eine für den „Nächsten“, eine für den „Feind“. Und dann kommt wieder das Dilemma, wer ist eigentlich der Nächste, wo ist die Grenze? Wie soll man die Erziehung einrichten, daß man den Feind zu hassen, den Freund zu lieben hat?

Es ist äußerst behaglich, diese Gedankengänge mit ihren Zirkelschlüssen zu durchdenken. Jrgendwo muß doch ein Ausweg sein, irgendwo muß doch die Lösung des Dilemmas sein. Vielleicht auf der Seite derer, die die Möglichkeit des ewigen Friedens ins Auge fassen?

(Schluß folgt)

Kritik des Tages

Künstlerabschied von Kronstadt. Die Zeit ist gekommen, wo die Wege nach dem Westen allmählich freier werden und mit ihnen der Zug unserer heimischen Künstler von Ruf in ihr geistiges Vaterland bevorsteht. Die Zwangsstation, die sie hier bei uns machen mußten, ist aber auch für sie eine Zeit des Erfolges geworden, wie er selten in der „Vaterstadt“ einem zuteil wird. Hans Eder hatte bei seiner Abschiedsausstellung außerordentlichen Erfolg, was die künstlerische Seite betrifft in rückhaltloser und allgemeiner Anerkennung, was das materielle anbelangt durch Verkauf von Bildern. Gerade dieser Erfolg zeigte uns, was wir durch seine Übersiedelung verlieren. Zwar ist über seine Kunst viel gesagt worden, Gutes und Böses, mit allen Worten des Rühmens und mit unfreundlichen Spottreden in seiner Nichtanwesenheit am Kaffeehäustisch: eines bleibt bestehen, er ist heute durch Alter, Erfahrung und aus-

ländische Anerkennung zu unserem bedeutendsten Maler geworden.¹⁾

Franz Xaver Rappus nennt ihn die hervorragendste künstlerische Persönlichkeit Siebenbürgens.

Auch in der Musikwelt Kronstadts werden wir einen Verlust zu verzeichnen haben. Rudolf Malcher verläßt seine Vaterstadt, um in Wien seinen früheren Posten als Konzertmeister, des Sinfonieorchesters anzutreten. Auch er nahm in einem Konzert Abschied von seinem Publikum. Aber Malchers Kunst erübrigt es auch heute schon viele Worte zu machen. Er steht auf der Höhe seiner Virtuosenlaufbahn. Doch ist Virtuose hier nicht das richtige Wort. Jeder reproduzierende Künstler trägt mit an der Gestaltung des Werkes, es erlebt durch ihn zum vielhundertsten Male eine Wiedergeburt.

¹⁾ Eine ausführliche Würdigung der Ausstellung behalten wir uns vor.

Geschieht aber die Neuschöpfung mit den künstlerischen Mitteln Malchers, mit dem breiten Tone, der nie langweilenden Rantilene, der stets aristokratischen Empfindung und nicht zuletzt einer gewaltigen Technik, so wird der Genuß erst zur Wirklichkeit, wie sie dem Komponisten vorschwebte. Malchers Aufenthalt bereitete unserer Musikwelt starke Anregungen. Von ihm und seinem Kreise gingen die ersten regelmäßigen Kammermusikabende aus, ihm verdanken wir die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Violinkonzerte größeren Stiles, ihm schöne schwungvolle Konzertpartien am ersten Pulse der phil-

harmonischen Gesellschaft. Erst wenn er nicht mehr in unseren Mauern weilt, werden wir empfinden, was wir an ihm verloren haben. Wie Eder in seiner Kunst, ist er heute zweifellos der Geiger Siebenbürgens, dessen Laufbahn selbstredend über unsere Grenzen hinausführen muß.

Wir können es unseren Künstlern nicht verübeln, wenn es sie in die Ferne treibt. Wir können ihnen hier wenig Anregung bieten. Freilich leid kann es einem trotzdem tun und so rufen wir ihnen trotz alledem und alledem ein freundliches Lebewohl, aber auf Wiedersehen, zu.

Hk.

L i t e r a t u r

D. Wittstoc: Das heimatmüde Geschlecht. Die Geschichte eines Menschen. Bei G. A. Reiffenberger, Mediasch 1921.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Der Wert dieses Buches liegt nicht in der Form, sondern im Gehalt. Die Form, Gestalten und Bilder, kann hier nicht Zweck gewesen sein, sondern bloß Mittel der Anschaulichkeit, Eindringlichkeit.

Der Gehalt an wertvollen Gedanken ist im ersten Teil „Von heimatmüdem Geschlecht“ in die Seele der Armeeschwester Dora, einer Siebenbürgerin, gelegt. Erkenntnis und Willenskraft sind die starken Wurzeln dieser Seele, die in harter Friedens- und Kriegszeit die Mühen des Lebens bezwingt, ihrem Körper die letzte Kraft abtroht und ungebrochen stirbt, als er den Dienst versagt. Hart war ihre Jugend in einer Familie, wo viele Kinder unter viel Mangel litten: ein Vater, der bei aller Liebe dennoch den Kindern die Sonne fast abwehrte und sich in Kummer, Sorge und Kleinfram aufrieb, ohne die Ansätze im eigenen Innern entfalten zu können (geistige „Fruchtabtreibung“ bei kleinen Völkern); eine Mutter, die viele stille Tränen vergoß, weil sie es den Kindern nicht anders bieten konnte. Nicht pietätlos, sondern mit dem starken Bewußtsein von den Rechten des Einzelnen spricht die Armeeschwester in ihren Aufzeichnungen scharfe Urteile über die Einschränkungen, denen man als Glied jeglicher Gemeinschaft unterworfen ist. Familien- und Standesvorurteile, die entmenschliche Kraft der Armut und Not in kinderreichen Ehen, Schollenzwang, Fron-

dienst mit übermäßigen Opfern für Volk und Heimat in Frieden und Krieg — all dies wird eigenartig beleuchtet. Die Frau soll keine Gebärmaschine sein; nicht mehr Kinder, als man erziehen kann; nicht mehr Esser, sondern mehr Auszerlesene; nicht Massenzüchtung, sondern ein geordneter Staat mit veredelter Gesellschaft. „Heimat ist für viele doch nur das, was ihnen dient, mir ist sie dort, wo ich innerlich etwas erlebte.“ „Ich war heimatmüde, aber erdenfroh, und begann mich der Herrschaft des Hergebrachten mit der Macht und Hilfe der lebendigen und persönlichen Wirklichkeit zu entziehen.“

Ein Geistesgefährte ersteht ihr während des Krieges in einem deutschen Arzt, der ihrem Fühlen erst die Kraft zu diesen Worten gibt. Die anschauliche Kritik, die Wittstoc am Kriege übt, bietet teilweise Bekanntes; anziehend ist die Anwendung auf die heimatischen Verhältnisse. Als die Armeeschwester nach dem Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg aus Deutschland nach Siebenbürgen fährt, begegnet sie den massenhaften Flüchtlingen, die die „teure“ Heimat so leicht aufgeben, um das eigene Leben zu retten, den langen Zügen mit den Möbeln hoher Offiziere und Beamten. Bitterkeit erfährt sie beim Anblick all der Kopf- und Hilflosigkeit, des zwecklosen Heldentums auf sinkendem Land. Dennoch wehrt sich ihr deutsches Gefühl gegen die klaren Worte ihres gefangenen Pfleglings im Frecker Schloß, daß das natürliche Gesetz der Abermacht und der lebensfähigen Staaten den Gegnern den Sieg verleihe. Dieser Gefangene ist Sohn eines in-

folge der engen Verhältnisse heimatmüden Sachsen, der ins Ausland gewandert und dort reich geworden war. „Hier muß man sich umreisen und als Daube zu Daube festlegen lassen, das lag ihm nicht, er wollte wachsen.“

So weit die Aufzeichnungen der Armeeschwester im ersten Teil des Buches. Ohne Selbstlob darf Wittstock sagen: „Wer sie liest, muß dreimal lesen —. Auch wen die Gedanken befremden, wird diesem Menschen, einem Eingänger, aber ehrlichen Zeitsucher, Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Der zweite Teil: „Die Heimkehrer“ (die Überschriften sind nicht ganz klar) steht dagegen zurück. Gedanklich bietet er kaum Neues. Schon gegen Ende des ersten Teiles tritt die Erzählung, die novellistische Form in den Vordergrund. Dieser Form ist aber Wittstock nicht gewachsen. Der Arzt, durch den Ausgang des Krieges innerlich gebrochen, wird von tiefem Widerwillen gegen den öden, unfruchtbaren Nationalismus erfaßt und sucht sich die Heimat dort, wo er innerlich etwas erlebt hat. Im Frecker Park harret die Armeeschwester seiner mit dem Zeichen des Todes auf den Lippen. Er kommt nach Siebenbürgen, genießt aber nur einen Abend mit ihr die Freude des neuen Heimatgefühlens. Trockener Vortragston mischt sich in diese Erzählung, die selbst in nicht recht geschickten Gesprächen und Bildern (z. B. vom Tageslauf der Herbstsonne) geboten wird. Die Härte der Sprache, im ersten Teil zum Inhalt passend, befremdet hier.

Halten wir uns aber an die Gedanken dieses Buches. Es ist klar, daß diese die Hüter des Volkstums zur Kritik reizen werden. Die Optimisten und Volksredner werden eine völkische Gefahr in dieser Heimatzmüdigkeit erblicken und mit ihrem ganzen Rüstzeug an nationalen Schlagworten dagegen aufzutreten, werden auf Lücken und Schwächen der Gedankenfolge hinweisen, etwa darauf, daß Wittstock schließlich die Brücken zwischen Volkstum und Menschheit weder gänzlich niedergebroschen, noch anderseits neu aufgebaut hat. Das unmittelbare Aufgehen des Einzelnen in der Menschheit mit Umgehung des Volkstums wäre ein Traum von ferner Zukunft. Und zum Bauen neuer Brücken sind nicht die passiven, empfindlichen Seelen berufen, die jetzt noch unter dem Umsturz der Verhältnisse leiden, sondern jene, die sich mit der Wirklichkeit bereits ausgeföhnt haben.

Es ist genug des Verdienstes, daß Wittstock aus jenem Leiden heraus seine Volksgenossen in offener harter Sprache zwingt, die vielen Schlagworte, die als Münzen der Währung „Volkswohl“ im Umlauf sind, gründlich zu sichten: es ist manches abgegriffene, wenn nicht gar falsche Stück darunter. Man jammere z. B. nicht ewig über das Zweifindersystem — bei den anderen Volksgenossen, sondern prüfe erneut die Grenze der Pflichten zwischen dem Einzelnen und seinem Volk!

Dr. M. H.

Franz Werfel: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. Novelle. (Kurt Wolff, Verlag München 1920.)

Als um 1912 Werfel bekannt und durch seine eigenartig weite Form, mehr noch durch die Weichheit und Hingabe seiner Empfindung berühmt wurde, als der Satz geprägt war, der sich seither in jedes Bürgerhirn eingemistet hat: „Von Goethe bis Werfel“, um die räumliche Begrenzung einer lyrischen Epoche (unglücklich) zu bezeichnen — da schien es gerechtfertigt, in Werfel den großen Dichter zu sehen. Aus dem erstarrten Ästhetentum der Nachläufer Georges und Rilkes erhob sich ein Mensch, parteiisch, sehnsüchtig, brüderlich. Ein Ethiker leidenschaftlichsten Maßes schien seine Leier genommen zu haben. Und die wunderbaren Gedichte „Vater und Sohn“ usw. entstanden. Die Begeisterung, die er entfesselt, verbreiterte sich. Werfel wurde, ohne es zu verdienen, der Hausdichter. Gezwungen, seine ersten Ideen immer wieder abzuwandeln, wurde er zum „Enkel seiner eigenen Verse“ (Else Lasker-Schüler), seine große Geste vergrößerte sich, um den alten Schwung zu behalten, bewußt. Es zeigte sich, daß Werfels Bedeutsamstes, das Welterlösende, das Ethische in Konflikt trat zum Dichterischen. Er stand sich selbst gegenüber, ohne in neuen Erkenntnissen und Ideen fortzuschreiten. Um nicht zurückzusinken, warf er sich rollender in die Brust; aus dem brüderlichen Menschen wurde der ethische Pathetiker, dem nicht mehr vorbehaltlos geglaubt werden kann — nachdem mit den Ideen auch der dichterische Wert seiner Verse (nicht sank, sondern) verödete in Wiederholungen.

Und nun die Novelle! Sie hat keine neuen Wege gewiesen. Sie hilft das langsam sich trübende Bild des Verfassers noch mehr zu verdunkeln. Und es tut weh, einen ungeheueren Schwung zum Anlauf sich auf

der Stelle erschöpfen zu sehen. Das Thema der Novelle umfaßt nichts als eine prosaische Wiederholung seiner schönsten Gedichte, die sich aus verblättern Kindheits Erinnerungen, aus Spielplatzheimlichkeiten, aus bitteren Gegensätzen zwischen Vater und Sohn unendlich rührend bildeten. Hier wird die große Tragödie (Vater und Sohn) ganz hart, brutal und schließlich verzeihend und gütig geschildert. Das ist Werfel unzweifelhaft. Aber Werfel von einem anderen, einem Bekannten projiziert mit allen Abschwächungen einer öfteren Wiedergabe. Man fühlt in jedem Satze den Willen zur Epik, trotzdem bleibt alles spontan gezeichnet — das Sprüche für den Dichter, nun aber — ist die Handlung so ausgesprochen linear, ihre Erfüllung wieder so subjektiv, daß sie sich der Novelle versagt, ohne deshalb Gedicht zu werden. Und doch ist das Werk schön, nicht gut; es steckt noch immer soviel Güte und Verstehen darin, daß man die Nachsicht, die plötzlich daraus aufleckt, als ungerechtfertigt übersehen will. Man will die straffe Zuspitzung, eben weil man sie zu stark empfindet, nicht fühlen und nur den erlösenden Hauch trinken, den man schon kennt, aber für ein wild Gewolltes nicht aufgeben will.

Rakuzo Okamura: Das Buch vom See.
(Inselbücherei Nr. 274.)

Ein weiches östliches Buch über die Kultur des Sees von einem Japaner geschrieben. Die jahrhundertlange kluge Lebensästhetik des Chinesen und seines hingebenen Schülers Japan steigt auf, oft in reinem edlem Gegensatz zu unserer im Lebensgenuß viel brutaleren abendländischen Art. Seeismus, die Verkleidung und äußere Erfüllung des Taoismus, die Gegnerschaft zu Konfuzius, die zennistischen Gebräuche — all dies bildet sich um das Getränk, dem Okamura die geheimnisvolle Kraft der Menschlichkeits- und Geschmacksverleihung zuschreibt. Wir staunen über die alte, nur im Osten mögliche letzte Durchdringung des Lebens mit Schönheit und Güte.

Laotse: Tao Teh King. Vom Geist und seiner Tugend. Übertragen von H. Federmann. (2. Auflage. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1921.)

Besser noch als die Übertragung Dalagos (Brennerjahrbuch 1915) ist diese Nachdich-

tung des Werkes des größten Chinesen, die Hedwig Federmann besorgte.

Die schwankenden Begriffe Tao und Teh übersehte sie mit Geist und Tugend, ohne daß diese Ausdrücke sich mit den sonst gebräuchlichen Begriffen Geist und Tugend decken würden, sondern symbolischen Charakters das ewig geheimnisvolle raumumspannende Walten eines schöpferischen Geistes — „Geist Gottes, der über den Wassern schwebt“ — und seiner Auswirkung der Tugend — nicht Pflichterfüllung — bezeichnen. Dalago nannte Tao Anschluß, Teh Weg. Beide Ausdrücke sind härter begrenzt und weniger umfassend.

Die Übersetzung ist, sehr unterstützt von Reim und Rhythmus, der schweren Gefahr, zu deutlich zu werden, überall entgangen. Religion ist nicht zu sagen und nicht zu benennen. Im Geheimnisvollen, im dunkel bildhaften Ausdruck drückt sich ihr Wesen allein aus. Die klare Bezeichnung ist die Verdenklichung des Sichtbaren, Verstand- und Wissenschaftentsprungenen, die Sprache der Seele ist sie nie, weil deren letzte Regungen nicht beweislich, sondern nur zu ahnen und zu vergleichen sind.

Durch die Namen erst wird man der Dinge Grenzen gewahr.

Wer diese Grenzen erkennt, entgeht aller Gefahr.
Des Geistes Bestimmung auf Erden:
Dem Strome gleich und dem Meer,
aller Wasser unendliches Ziel zu werden.“

(Laotse).

H. Z.

Stefan Markus: Das verlorene Paradies. Thespis-Verlag, München.

Dieser Roman eines jungen Autors läßt den Patienten einer Irrenheilanstalt die Geschichte seines Lebens und seiner Krankheit erzählen. Aus dieser Form eines Selbstbekenntnisses ergibt sich die Möglichkeit sogenannte „letzte Dinge“ offen und unter höherem psychologischem Gesichtspunkt zu sagen. Auch einen höheren ethischen Standpunkt nimmt der Verfasser ein, indem er sagt: „Es darf nicht mehr sein, daß der Beichtende sexueller Kämpfe sich wie ein armer Sünder vorfindet. Daß jede unfunktionelle Unerfrodenheit des Dichters als Pornographie denunziert und abgeurteilt wird. Daß über unser Liebesleben zu verhandeln ausschließlich Privileg ekelhafter klatschüchtiger Frauenzimmer bleibt!“ usw. So zeigt er denn, wie sein Held aus einer durch frühreife starke Sinnlichkeit gequälten Jugend durch eine

unbefriedigende Ehe und nervenaufreibende Abenteuer zum Irrenhaus kommt, wo ihn ein ungeheurer Gott-Haß erfüllt, der im Überfall auf den Irrenwärter sich Luft macht — und durch diese Explosion Heilung herbeiführt.

Ein junger Autor greift mit brennendem Hirn und fiebernder Hand an ein Problem, das alle an sich erfahren. Er wühlt auf und packt. Aber — löst er, — er löst er? Dazu fehlt ihm die künstlerische Reife. Stoff und

Problem überwiegen. Es ist mit ihm wie mit Strindbergs Selbstbiographien. Er interessiert mehr vom psycho-pathologischen als vom ästhetischen Standpunkt. Die Nuancen der Liebesabenteuer sind zahlreich, aber sie sind es nicht im künstlerischen Sinne. Er liest sich — in diesem Sinne! — wie Casanova nicht wie Boccaccio.

Die Sprache ist kräftig, knapp, prägnant. Die Szenen wirkungsvoll aufgebaut. Man wird sehen . . .

B. C.

Bildende Kunst

Verbesserung meines Aufsatzes über Grigorescu. Was ich vor zwei Jahren, vom Herausgeber dieser Zeitschrift dazu veranlaßt, über den überragenden rumänischen Meister schrieb, erschien in einem Mai-Heft dieses Jahres. Die Wiedergabe der Bilder ergab nicht vorausgesehene Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten, so daß nur drei davon, und nicht durchwegs die eigenartigsten, gebracht werden konnten. Nun wende ich mich um, bin weit von Rumänien und stelle fest: nicht nur diese Bilder sind mir heute unzulänglich, um wenigstens Uneingeführten ein schwaches Bewußtsein der unvergleichlichen Eigenschaften Grigorescus zu geben. Auch mein Aufsatz. Ich habe ihn damals schon absichtlich verdichten wollen. Es gelang nicht ganz: ich kannte die großen Impressionisten des XIX. Jahrhunderts teilweise nur aus Reproduktionen, aus den wunderbaren Büchern Meier-Graefes. Wenige Originale hatte ich zu Gesicht bekommen. Doch gerade jetzt nach dem Kriege, da das rumänische Volk, sicherlich nicht überzeugt von der genialen Eigenart seines größten Künstlers, in Rußland viele der Hauptwerke Grigorescus verloren weiß, hatte ich — seltsamerweise! — Gelegenheit, die in mir geformten Begriffe über den Meister zu erweitern und zu festigen. Es traf sich, daß ich im großen Direktorsaal der Bukarester Nationalbank lange die „Rodica“ betrachten konnte, daß einer der ausgezeichnetsten Kenner rumänischer Kunst, Herr Prof. D. J. Stănescu, mich seine Grigorescu-Sammlung sehen ließ. Eine ganze Reihe mir noch unbekannter Werke sprach also zu mir. Flüchtig, aber eindringlich. Und da auch früher meine Phantasie so oft nachhals, stellte ich mir unter Corot,

Manet, Cezanne, Degas, van Gogh — nur die wichtigsten Namen nenne ich — mehr vor, als Menschen überhaupt zu sein vermögen. In letzter Zeit standen nun in Italien und in Deutschland viele ihrer Werke vor mir.

Und so wage ich zu behaupten: Grigorescu, der, durch die Klarung und Kraft seiner Isolation und das Erfassen seines bei der Arbeit sich ruhig und vollständig auswirkenden Temperamentes sehr begünstigt, eine noch niemals vor ihm dagewesene Farbenstruktur und Licht- und Tiefenabtonung im Raum seiner Werke schuf, muß unbedingt in die allererste Reihe der großen Impressionisten gestellt werden. Er war kein Cezanne, kein van Gogh, kein Liebermann. Er war eben Grigorescu; daß dieser Name Benennung für etwas Anderes ist, gebe ich zu; nicht aber schnelle Umschreibung von etwas Wertloserem. Der große Ernst, mit dem man sich so kurze Zeit in Frankreich den Werken des plötzlich in sein Vaterland Rumänien sich zurückziehenden Künstlers widmete, mußte verschwinden, als Grigorescu nicht mehr am Kunstschauplatz von Paris stand; damals als noch Akademiker mit kurzem Verstand und noch kürzeren Gefühlen überall den Ton anschlugen; und auch in Deutschland hat man längst vergessen, daß in der „Kunst für Alle“ (1897) ein ehrlicher Kenner hervortrat und behauptete, daß „der Angriff von Smardan“, Grigorescus bewegtestes Kriegsbild, an Unmittelbarkeit und Ehrlichkeit Menzels Schöpfungen weit zurücklasse. Und dies war 1897! Als Menzel so etwas wie die Abart eines weltlichen Herrschers war.

Allerdings: in einigen Bildern Grigorescus wird die Grazie fast zur Süßigkeit.

Vielleicht war die unantastbare Vaterlands-
liebe seiner schwächeren Stunden schuld daran.
Aber seine wuchtigen Bilder aus Vitre, seine
Skizzen und viele Bilder seiner letzten
Lebenszeit sind würdig, in den größten
Galerien Europas Ehrenplätze zu erhalten,
Grigorescu darf nicht mehr der Maler
Römāniens bleiben, dazu ist er viel zu
sehr Maler neuen Inhalts in neuer Form.
Überall dringt echte Stärke durch. Auch die
neuen Kunstrichtungen werden daran nicht

rütteln können. Also muß seine Zeit erst
kommen. Nur brauchten wir dazu einen
neuen Meier-Graese, der, wie dieser Hans
von Marées und die Ganzheit europäischer
Kunst von Greco bis van Gogh für immer
uns erschloß und schenkte, Europa endlich
Grigorescu in all seiner unsterblichen Leben-
digkeit entgegenführt.

Bad Wörishofen, im Juni 1921.

Oskar Walter Eise.

Mitteilungen der Schriftleitung

In unserem **Leitaussatz** haben wir den
mehr ergänzenden als widersprechenden Aus-
führungen des geachteten Herrn Verfassers
gern Raum gegeben, weil wir wissen, daß
sie einem Jahrzehnte lang bewährten Streben
entspringen sind, von hoher Warte mit
edelstem Maße unser Geistesleben zu be-
trachten und zu bewerten. Wie weit wir aber
seine Bedenken für berechtigt halten, soll
gerade der literarische Inhalt unseres Heftes
zeigen. Es kommen zwei der jüngsten Dichter
zum Wort, die ausschließlich als alle
anderen sich nur der Pflege des Schönheits-
lichen zuwenden. Und das ist ihr Recht, ja
man möchte sagen ihre Pflicht. Dem Be-
trachter freilich bleibt es unbenommen,
sie im Zusammenhang mit dem Gesamtbau
des Volkslebens zu werten. Aber auf die
Gefahr hin, daß er den außersehenen Eckstein
verwirft!

Daß die schon vor dem Krieg oft an die
Wand gemalte Gefahr des einseitigen „Ästhe-
tisierens“ wirklich aufkommen könnte, be-
zweifeln wir nach wie vor. Aus dem Mei-
nungsaustausch, der sich an die „Gedanken
zu unserem Schrifttum“ von Elias Schulleri
in der „Kronstädter Zeitung“ anknüpfte, tritt
uns die Abwehrbereitschaft unserer Kritiker
und ihre unerbittliche Forderung nach „Be-
währung“ unserer Literatur durch künstlerische
Höchstleistung oder Einschränkung auf das
Heimatlich-Stoffliche deutlich genug entgegen.
Damit ist ein *part pour l'art* Prinzip bei
uns sicher nicht lebensfähig. Aber ebenso
schlimm ist vielleicht die Neigung zur Kritik

um der „Kritik“ d. h. des geschriebenen kri-
tischen Artikels willen! Man möge aussetzen,
was man auszufragen hat, so scharf als möglich
urteilen, aber man möge nicht die Gelegen-
heit benützen seinen Geist leuchten zu lassen,
indem man einen anderen verdunkelt. Das
ist es, was wir — gewiß im Einverständnis
mit dem Herrn Verfasser — als unproduktives
„Ästhetisieren“ ablehnen, wogegen wir
jeder von echtem, künstlerischem Drange ge-
tragenen produktiven Arbeit unsere Sym-
pathie entgegenbringen, selbst wenn sie der
Konvention eine Nase dreht, ohne Rücksicht
auf die volkerhaltende Zweckmäßigkeit.

* * *

Unsere **Bilder**, die als stimmungsver-
wandte Landschaften zum Gedichtzyklus „Ge-
birge“ gedacht sind, entstammen dem Atelier
des Hofphotographen E. Fischer in Hermanns-
stadt und sind künstlerische Aufnahmen aus
dem Fogarascher Gebirge. Das eine stellt den
Ucizora-Kessel dar, das andere das Arpaşu-
mare-Tal mit dem Vertop-Gipfel in den
Wolken. Beides noch wenig begangene und
auch in Bildern noch wenig gezeigte Gebiete.

* * *

Unsere Mitarbeiter teilen wir mit, daß
es uns in keinem Falle möglich ist, auf unsere
Kosten Sonderabdrücke von den bei uns
erscheinenden Artikeln zur Verfügung zu
stellen. Solche müssen auf Kosten des Ver-
fassers im vorhinein bei der Verlags-
handlung bestellt werden.